



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Imberg, Kurt Ed.: Kriegsliteratur. V. Amerika

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Kriegsliteratur

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg

V.

### Amerika



erhältnismäßig gering ist die Kriegsliteratur, die bisher über den amerikanischen Erdteil erschienen ist, wenigstens, was Bücher und Broschüren betrifft, während die Zeitungen und Zeitschriften im Laufe des Weltkrieges oft genug Gelegenheit hatten, sich mit den amerikanischen Republiken, insbesondere mit dem größten der noch neutralen Staaten, den Vereinigten Staaten von Amerika, zu beschäftigen. Die bei weitem größte Beachtung ist dem zur Genüge bekannten Lusitania-Falle geschenkt worden, und über diese deutsch-amerikanische Angelegenheit sind auch einige, zum Teil recht brauchbare Schriften erschienen, von denen wir in dieser Übersicht jedoch nur zwei Arbeiten kurz erwähnen wollen, während eine genauere Übersicht über die Literatur dieses völkerrechtlichen Falles einer späteren Besprechung vorbehalten bleiben soll.

An erster Stelle von den Büchern, die bisher über Amerika erschienen sind, ist das Buch des bekannten Psychologen an der Harvard-Universität, Hugo Münsterberg, zu nennen. Dieser tapfere Verfechter des Deutschtums in den Vereinigten Staaten, dessen vor einigen Jahren in Berlin erschienenes Werk „Die Amerikaner“ in weitesten Kreisen wohlverdiente Verbreitung gefunden hat, veröffentlicht jetzt seine Tagebuchblätter, die er während der ersten acht Kriegsmomente geschrieben hat. Der erste Teil dieses Buches erschien im September 1914 in New York unter dem Titel „The War and America“, und ihm folgte im April 1915 als Fortsetzung „The Peace and America“. Unter diesen Titeln ging das Buch auch in die deutsche Tauchnitz-Kollektion über, die eine zweibändige Ausgabe des Münsterberg'schen Werkes veröffentlichte. In dankenswerter Weise ist alsdann im Verlage von Johann Ambrosius Barth in Leipzig auch eine deutsche Ausgabe erschienen, sodaß zu hoffen steht, daß diese beachtenswerten Aufzeichnungen auch in Deutschland einen weiten Leserkreis finden werden, wenn der Leser sich auch stets vor Augen halten muß, daß diese Tagebuchblätter in erster Linie für das amerikanische Publikum bestimmt gewesen sind.

Mit großer Klarheit und Schärfe behandelt Münsterberg in diesem Buche den Standpunkt und die Entstehung des Weltkrieges für das amerikanische

Volk. Ruhig und sachlich tritt der berühmte Gelehrte für die Wahrheit ein, die in der zum größten Teile deutschfeindlichen Presse Amerikas oft ganz sinnlos entstellt worden ist. Die Kraft, mit der der Verfasser seine Ansicht vertritt, und die gewichtigen Gründe, auf die er seine Überzeugung stützt, werden auch bei den von Reuter und Havas irrefeleiteten Amerikanern, wenigstens bei den nicht ganz mit Blindheit geschlagenen, ihren Eindruck nicht verfehlen. In interessanter Form schildert Münsterberg die Eindrücke, die das große Kriegsdrama in der Volksseele Amerikas hervorrief, beschreibt er die heftigen, wenn auch unblutigen Kämpfe, die unsere Volksgenossen jenseits des Ozeans gegen die aus England und Frankreich in reichlichem Maße importierten Lügen für die deutsche Sache auszufechten hatten und auch heute noch zu bestehen haben.

Die reiche Fülle des Stoffes, die in diesem Buche verarbeitet ist, verbietet uns, in diesem engbegrenzten Raume näher auf die Einzelheiten einzugehen und einen auch noch so kurzen Abriß seines Inhaltes zu geben. Bemerkenswert ist nur, daß Münsterberg das Verhalten der Amerikaner aufs schärfste tadelt, die Sonntags für den Frieden beten und in den sechs Tagen der Woche Munition und anderes Kriegsmaterial an die Ententemächte liefern, wodurch der Krieg nur unnütz in die Länge gezogen wird. Unumwunden gesteht er ein, „daß das amerikanische Volk seine gewaltige Aufgabe, der wahrhaft unparteiische Schiedsrichter der Welt zu sein, kläglich vernachlässigt hat“, zugunsten einiger weniger, die aus den Kriegsmateriallieferungen ihre Taschen mit englischem und französischem Gelde füllen, von dem sie keineswegs das bekannte Wort Bepastians behaupten können: „non olet“. Mit voller Schärfe sieht der Verfasser auch die Gefahren, die für die Vereinigten Staaten von Amerika durch die Teilnahme Japans am Kriege am Horizont heraufziehen, und auf die wir bereits an anderer Stelle (vergleiche „Die Grenzboten“, 1915, Heft 15) des Ausführlicheren hingewiesen haben. Auch England wird sich seines gelben Bundesbruders nicht allzulange mehr erfreuen; denn „die Freundschaft von Japan und England wird ebenso schnell sich in Feindschaft verwandeln, wenn die Zeit gekommen ist, die Engländer aus Indien zu weisen“, wie sich die Feindschaft zwischen Rußland und Japan in Brüderschaft verwandelte, als sich die Gelegenheit bot, über unser Pachtgebiet im fernen Osten herzufallen.

Nicht weniger interessant als das soeben genannte Buch sind die Briefe, die der frühere amerikanische Konsul in Aachen, Robert J. Thompson — wie man aus dem Namen sieht, kein sogenannter „Bindestrich-Amerikaner!“ — unter dem Titel „Der deutsch-englische Krieg im Urteil eines Amerikaners“ im Verlage von Karl Curtius (Berlin) herausgegeben hat. Diese Briefe stammen aus den ersten Kriegsmonaten und sind an den amerikanischen Staatssekretär gerichtet. Nachdem Thompson nolens volens den amerikanischen Staatsdienst verlassen hatte, veröffentlichte er im Februar 1915 diese Briefe zuerst in der Chicagoer „Tribune“.

Mit großem Interesse wird auch der deutsche Leser diese Briefe lesen, die aus Gründen der Gerechtigkeit geschrieben sind, um mit einer Menge Übertreibungen und Irrtümern aufzuräumen, die die öffentliche Meinung im Lande der Streifen und Sterne irreführt haben. Auf Grund eigener Erfahrungen, die er während seiner amtlichen Tätigkeit in reichem Maße sammeln konnte, erhebt der Verfasser Protest gegen die von der gegnerischen Lügenpresse verbreiteten Märchen von der Grausamkeit und Trunksucht des deutschen Heeres, und widerspricht er der Verleumdung Deutschlands, es habe die Neutralität Belgiens verletzt. Im fünften Briefe befaßt er sich mit dem so oft zitierten „Militarismus“ und kommt am Schluß seiner Untersuchung zu dem Ergebnis, daß Militarismus, gleichviel ob zu Lande oder zur See, Militarismus bleibe, und daß es der englische Militarismus zur See sei, der den Vereinigten Staaten am meisten Schaden zufüge, da er den amerikanischen Exporthandel mit Deutschland, Österreich und Rußland völlig lahmgelegt habe. Besonders hervorgehoben zu werden verdient ferner, daß Thompson die grunderhaltenden deutschen Staatsprinzipien richtig erkannt hat, und daß er frei zugibt, daß in Deutschland mit seiner nationalen politischen Einheit und seinen intellektuellen sozialen Erfolgen die Vorbedingungen zu einer Weltmacht gegeben sind.

Wer diese Briefe Thompsons aufmerksam durchliest, wird sich nicht verhehlen können einzugestehen, daß der Verfasser offen und ehrlich seine Meinung sagt, daß er mit offenen Augen und klarem Verständnis die Verhältnisse in Deutschland studiert hat, und vor allem den Mut gehabt hat, seine wahre Überzeugung auch auszusprechen. Mit Genugtuung erfüllt es einen, wenn man diese Briefe gelesen hat, und man freut sich, daß es auch unter den „echten“ Amerikanern, deren Urteil — nach englischer Auffassung — durch keinen „Bindestrich“ getrübt ist, Leute gibt, die der Wahrheit die Ehre zu geben wagen und auch Deutschland Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Unter dem Titel „Nordamerika und Deutschland“ (Verlag von Karl Curtius, Berlin) behandelt der bekannte Berliner Universitätsprofessor Eduard Meyer, dessen hervorragendes Buch über England bereits früher an dieser Stelle ausführlich besprochen wurde, das Verhältnis der beiden Weltmächte zueinander. Meyer untersucht die Gründe, weshalb das amerikanische Volk, als Ganzes genommen, wenn auch vielleicht nicht geradezu deutschfeindlich, so doch stark ententefreundlich ist.

Wie überall in der Welt, so gebührt auch für die Stimmung in Amerika der englisch-französischen Lügenpresse — wenn man so sagen darf — ein großes Verdienst, obgleich die Lügennachrichten, wie Meyer hervorhebt, nicht die Ursache, sondern nur ein Symptom der Gesinnung der Amerikaner sind. Die eigentliche Ursache dieser Gesinnung liegt viel tiefer; mannigfache Gründe und Faktoren haben dazu beigetragen, diese deutschfeindliche Stimmung im amerikanischen Volke aufsteigen zu lassen. An dieser Tatsache ist leider nicht viel zu ändern. Durch unsere Leistungen und Erfolge im jetzigen Kriege vermögen wir

den Amerikanern wohl zu imponieren, wir können sie durch unsere Erfolge zwingen, uns zu achten; „aber mehr können wir nicht erreichen, und sollen und dürfen wir nicht versuchen“, denn die Gesinnung der Amerikaner gegen uns wird stets die gleiche bleiben, vielleicht wird die Ablehnung gerade durch unsere Erfolge in der Organisation hinter der Front und draußen auf den Schlachtfeldern noch gesteigert werden. Die Lehren, die wir aus diesem Verhalten ziehen sollten, faßt Meyer dahin zusammen: „Wir müssen und sollen alle Versuche aufgeben, die Anglo-Amerikaner zu bekehren und für uns zu gewinnen. Das Liebeswerben, das wir so lange unermüdt betrieben haben, muß aufhören, jetzt und in Zukunft; es hat uns nur geschadet, weil es uns in den Augen der Amerikaner als inferior und zugleich als hilfsbedürftig erscheinen ließ, geglaubt hat man uns doch nicht, sondern nur um so schlimmere Absichten dahinter gewittert. Höflich sollen und wollen wir bleiben; aber je vornehmer und kühler wir auftreten, um so besser und wirkungsvoller ist es“. Diese Worte sollen wir uns für unser Verhalten gegen alles Ausland merken und sie beherzigen, auch wenn wieder normale Zeiten in die Welt zurückgekehrt sein werden.

Schließlich sei noch bemerkt, daß Meyer seinem Buche einen Aufsatz von Professor Th. C. Hale aus New York, der eine Charakteristik der englischen Presse enthält, sowie ein Urteil über Deutschland aus der Feder des Oxford Professors Conybeare beigelegt hat.

Dieselbe Mahnung, „alles zu vermeiden, was wie eine Bitte um amerikanische Hilfe aussieht“, die Meyer als ersten Grundsatz in der Haltung Deutschlands Amerika gegenüber aufgestellt hat, wird auch von Rudolf Leonhard in seiner Rede „Amerika während des Weltkrieges“ angesprochen. Diese Rede, die am 29. Januar 1915 in Berlin gehalten wurde, ist als 16. „Deutsche Rede in schwerer Zeit“ in Carl Heymanns Verlag (Berlin) erschienen. Leonhard führt hier u. a. aus, daß uns das freimütige Eingeständnis, die belgische Neutralität verletzt zu haben, in der Neuen Welt außerordentlich geschadet hat; „denn das Unrecht darf nach dem strengen Sittenkodex auch im Notfalle nicht anders begangen werden als man Whisky trinkt, nämlich unter allen Umständen nur heimlich“.

An kleineren Schriften wäre zunächst ein Aufruf des Heidelberger Historikers Hermann Duden an die Deutschamerikaner zu nennen. In Heft 6 der von Ernst Jäckh bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart herausgegebenen Sammlung „Der deutsche Krieg“ richtet Duden an unsere Volksgenossen jenseits des Ozeans den Mahnruf, in diesen ernsten Zeiten ihr altes Vaterland nicht zu vergessen. Wenn sie auch nicht mit den Waffen die Scholle ihrer Vorfäter verteidigen könnten, so sollten sie doch nach Kräften auflärend und zum Wohle und Nutzen Deutschlands mit friedlichen Waffen in ihrer neuen Heimat für ihr altes Vaterland kämpfen. — Mit Stolz und Genugtuung mag hier festgestellt werden, daß die Deutsch-Amerikaner — von ganz verschwindenden Ausnahmen abgesehen — dies auch, so weit es in ihren Kräften stand, getan haben.

So versucht z. B. Professor Karl Knorz aus New York in einer Schrift „Die Deutscheindlichkeit Amerikas“ zu erklären. Mit vollem Recht hebt der Verfasser hervor, daß die Deutschen drüben herzlich willkommen waren, „so lange der arme deutsche Einwanderer zufrieden war, die niedrigsten Arbeiten willig und billig zu verrichten und sich außerdem an Wahlen als Stimmvieh benützen zu lassen“. Sobald er sich jedoch durch Fleiß und Sparsamkeit emporgearbeitet hatte, und auf Grund seiner Leistungen die entsprechenden Ansprüche zu erheben wagte, wurde er von den Amerikanern mit Neid, Mißtrauen und Haß betrachtet. Bezeichnend ist es, daß die tätige Mithilfe der Deutschen bei dem Aufbau der Vereinigten Staaten selbst von den bedeutendsten Geschichtsschreibern Amerikas garnicht oder nur nebenbei erwähnt wird.

So interessant und scharfsinnig diese Broschüre sonst geschrieben ist, so berührt es fast komisch, wenn der Verfasser auf Seite 39 ff. einen mit „B. A. Naufe“ unterschriebenen Brief an die „New Yorker Staatszeitung“ für ernst nimmt, durch den Knorz zu beweisen sucht, „daß der rechte Amerikaner gegen eine scheinbare Beleidigung seines englischen Betters noch empfindlicher ist, als John Bull selber“. Wenn man sich den Namen des Brieffschreibers, der scheinbar Protest gegen die Aufführung von „Tristan und Isolde“ erhebt, genauer ansieht, hinter dem B und A die Punkte fortläßt und das Ganze in einem Wort schreibt, so erkennt man, daß sich der Verfasser von dem „Banaußen“ elendiglich ins Bockshorn hat jagen lassen. — Trotz dieses kleinen, verzeihlichen Irrtums enthält die Knorzsche Schrift manches Beachtenswerte.

Als Ausdruck des Bestrebens in Amerika aufklärend zu wirken, mag die englische Übersetzung eines kleinen Büchleins, das Francis Delaiffi im Jahre 1911 unter dem Titel „La guerre qui vient“ in Paris im Verlage der „Guerre sociale“ veröffentlicht hat, gelten. Die Übersetzung erschien bei Small, Maynard und Company in Boston und trägt den nicht ganz genauen Titel „The inevitable war“. Der ungenannte Übersetzer rechtfertigt diese kleine Abweichung vom Original damit, daß er auf die von Delaiffi am Ende seiner Schrift getane Äußerung, der Krieg sei unvermeidlich, anspielt.

Mögen auch nicht alle von Delaiffi in diesem Buche gemachten Prophezeiungen im jetzigen Kriege eingetroffen sein, mag er z. B., wie der Übersetzer im Vorwort betont, die finanzielle Stärke Deutschlands völlig falsch eingeschätzt haben, so sind die von Delaiffi hier niedergelegten Gedanken gerade heute von großem Interesse. Der Verfasser sah die europäische Krisis kommen und fürchtete vor allem die englische Freundschaft für Frankreich, weil er einsah, daß letzteres im Kriegsfall die Kastanien für seinen Verbündeten aus dem Feuer holen mußte. Die kleine interessante Schrift, die in französischer und englischer Sprache nebeneinander gedruckt erscheint, dürfte jenseits des Ozeans großes Interesse und einen weiten Leserkreis finden.

Ein anderes Buch, das in Amerika gute Dienste zu leisten vermag, stammt aus der Feder des früheren amerikanischen Senators Albert

J. Beveridge: „What is back of the war“ (The Bobbs-Merrill Company, Indianapolis).

Beveridge weilte Anfang 1915 längere Zeit in Europa, er besuchte Deutschland, Frankreich und England, um in diesen Staaten die Lage während des Krieges zu studieren, und er hat nach seiner Rückkehr in diesem Buche seine Eindrücke niedergelegt, die zu sammeln er in Europa reichlich Gelegenheit gehabt hat. In erster Linie hat es sich der Verfasser angelegen sein lassen, zu sehen, „what is back of the war“, d. h. wie es hinter der Front, im Innern der kriegsführenden Staaten aussieht. Gewiß war er vorübergehend auch an der Front, in den Schützengräben und in den Artilleriestellungen, seine Hauptaufgabe blieb jedoch stets, die Ansichten und Stimmungen im Lande kennen zu lernen. Dies glaubte er am besten in der Weise zu erreichen, indem er — nach dem bekannten Muster amerikanischer Journalisten — eine Anzahl hervorragender Vertreter der verschiedensten Berufe „interviewte“, wenn man dieses Fremdwort noch gebrauchen darf, und deren Äußerungen in einer Reihe von Kapiteln niederlegte. So hatte Beveridge in Deutschland Unterredungen mit Erzellenz v. Harnack, Generaldirektor Ballin, Dr. Walter Rathenau, mit „dem Führer der deutschen Sozialdemokratie“ Dr. Südekum und dem 2. Sekretär des Internationalen Gewerkschaftsverbandes. Von größerem Interesse für uns sind jedoch die Unterredungen mit Staatsmännern, Gelehrten, Industriellen und Finanzleuten in Frankreich und England, die Beveridge in den Kapiteln 11, 12, 14 und 15 wiedergibt. In Frankreich sind es die Gründe für den Ausbruch des Weltkrieges, die in erster Linie den Gesprächsstoff bildeten. Ein ungenannter französischer Staatsmann hält durch das immer mächtiger werdende Deutschland das europäische Gleichgewicht für bedroht, das zu erhalten die Hauptaufgabe der übrigen Staaten Europas sein müsse, während Gabriel Hanotaux den Ursprung des Krieges sieht „in dem großen Unrecht, das Deutschland mit der gewaltsamen Fortnahme von Elsaß-Lothringen beging“. Weit törichter klingt der Grund, den der französische Philosoph Henri Bergson angibt, der die Wurzeln des Weltkrieges in der „aggressiven Politik Deutschlands“ gefunden zu haben glaubt. Weniger bedeutend sind die Äußerungen des Inhabers der Schneider-Creusot-Werke und eines französischen Friedensapostels, der seinen Namen vorsichtigerweise verschweigt, und zwar mit Recht; denn er bezeichnet als den wahren Beginn des Krieges die Haager Friedenskonferenz, auf der Deutschland die von den übrigen Großmächten vorgeschlagene obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit zu Fall brachte.

Doch wir können nicht näher auf diese Äußerungen eingehen, noch wollen wir an dieser Stelle versuchen, sie zu widerlegen, obwohl es keinesfalls schwer fallen würde. Es sei nur noch kurz erwähnt, daß die Engländer, mit denen Beveridge sprach, die verschiedensten Gründe für den Ausbruch des Weltkrieges und für das Eingreifen Englands insbesondere angaben, die Verletzung der belgischen Neutralität, die Furcht vor der Vernichtung Frankreichs, das von

Grey verheimlichte Bündnis mit Frankreich usw. Jedenfalls erfleht der Leser aus diesen Äußerungen, daß man sich in Frankreich und England nicht einmal über diese Fragen einig ist.

Mit dem wichtigsten Problem, das während des Krieges zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten aufgetaucht ist, beschäftigt sich Hans Behberg im 11. Heft der „Kriegsberichte aus dem Industriebezirk“ (Verlag von G. D. Baedeker in Essen): „Die amerikanischen Waffen- und Munitionslieferungen an Deutschlands Gegner“.

Behberg sagt, daß bisher allerdings keine festen Regeln in Bezug auf ein Ausfuhrverbot bestehen, und daß in früheren Kriegen die Lieferung von Waffen und Munition an die Kriegführenden mit der Neutralität wohl vereinbar gewesen war. Aber der Zustand sei jetzt garnicht mehr derselbe wie früher. Nach einigen statistischen Angaben über die von Amerika gelieferten Mengen an Munition und Waffen weist der Verfasser alsdann darauf hin, daß man in diesem Falle auf die allgemeinen Prinzipien der Neutralität zurückgreifen müsse, und diese lehrten: „Wenn die Munitionslieferungen gegenüber früher einen nie geahnten Einfluß auf die Entscheidung des Krieges ausüben, so kann nicht mehr das Prinzip der formellen Gleichheit, der Offenhaltung der Märkte für alle Kriegführenden, maßgebend sein. Vielmehr muß dann die Einstellung der Lieferungen erfolgen, wenn der Transport nach der einen Partei durch die Beherrschung des Seeweges von Seiten des Gegners ausgeschlossen ist. In solchem Falle ist ein Ausfuhrverbot ein dringendes Erfordernis der Gerechtigkeit“. Diese müßte allein bei der Entscheidung der Frage ausschlaggebend sein, und die Rücksichten auf die amerikanische Waffenindustrie müßten schweigen. Man kann sich diesen Ausführungen Behbergs wohl voll und ganz anschließen.

Wie bereits eingangs bemerkt, wollen wir an dieser Stelle nicht die Literatur besprechen, die über die Lusitania-Angelegenheit geschrieben worden ist, obwohl sie ja in gewissem Sinne hierher gehört. Die über diesen Fall erschienenen Bücher und Broschüren sind fast durchgängig rein vom völkerrechtlichen Standpunkte aus geschrieben, und so mag ihre Besprechung für die Behandlung eines späteren Themas aufgespart bleiben. Nur zwei Arbeiten, die wohl die besten sind, die bisher über den Lusitania-Fall erschienen sind, mögen auch hier, wenn auch nur ganz kurz, genannt sein. Es ist dies zunächst die von der „Zeitschrift für Völkerrecht“ (J. U. Kerns Verlag, Breslau) herausgegebene Sammlung „Der Lusitania-Fall im Urteile von deutschen Gelehrten“, in der einundzwanzig der hervorragendsten Gelehrten Deutschlands und Österreichs unabhängig von einander diese höchst interessante Frage behandelt haben. Der wertvolle Anhang, der diesem Buche beigegeben ist und Urkunden zur Vorgeschichte sowie den Notenwechsel über den Lusitania-Fall enthält, dürfte dieses Buch zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für das spätere Studium dieser völkerrechtlich so bedeutsamen Frage machen. Man vergleiche die Besprechung des Buches durch Prof. Bornhauf in Heft 40 d. J. 1915 dieser Zeitschrift.

Die andere Arbeit, die wir hier erwähnen wollen, stammt aus der Feder des bekannten Würzburger Professors für Öffentliches Recht, Christian Meurer. Diese, „Der Lusitania-Fall“ betitelte völkerrechtliche Studie ist im Verlage von J. C. B. Mohr in Tübingen erschienen. Der Verfasser weist in seiner Abhandlung nach, „daß die Lusitania als Hilfskreuzer umgewandelt, auf die Kriegsschiffsliste gesetzt, in den Dienst der Marine gestellt und nicht zurückverwandelt worden ist“. Die Torpedierung der Lusitania ist demnach zu Recht erfolgt, mag der Verlust so vieler unschuldiger Menschenleben auch noch so sehr zu bedauern sein.

\* \* \*

Im Vorstehenden haben wir uns nur mit der Literatur befaßt, die über Nordamerika erschienen ist. Weit stiefmütterlicher ist Mittel- und Südamerika behandelt worden. Es ist dies eigentlich um so unverständlicher, als gerade Südamerika, wenn es auch politisch für uns nicht allzu wichtig ist und die auswärtige Politik der südamerikanischen Staaten keine wichtigen Probleme während des Weltkrieges aufgerollt hat, doch auf wirtschaftlichem Gebiete einer der wichtigsten Erdteile für den deutschen Handel gewesen ist und, wie zu hoffen und auch wohl zu erwarten ist, dies nach Beendigung des Krieges in noch gesteigertem Maße werden wird. Allerdings dürfte die Konkurrenz der Vereinigten Staaten infolge der augenblicklichen fast völligen Ausschaltung des deutschen Marktes einen nicht zu unterschätzenden Vorsprung erhalten, und der Kampf, den der deutsche Handel und die deutsche Industrie nach dem Kriege hier auf wirtschaftlichem Gebiete wird auszufechten haben, wird kein leichter sein. Es ist aber mit Bestimmtheit zu hoffen, daß auch in diesem friedlichen Wettstreite deutsche Tüchtigkeit und deutsche Tatkraft das Schlachtfeld als Siegerin behaupten wird.

In welchem Maße nun Mittel- und Südamerika in wirtschaftlicher Beziehung durch den Weltkrieg beeinflusst wird, ist von Wilhelm Bürklin in anschaulicher und klarer Weise in seinem bei Otto Spake (Göttingen—Berlin) verlegten Buche „Süd- und Mittelamerika unter dem wirtschaftlichen Einflusse des Weltkrieges“ dargelegt worden. Die interessanten Ausführungen des Verfassers dürften für Politiker und Gelehrte, in erster Linie jedoch für den deutschen Kaufmann und Industriellen von Wert sein, zumal — man kann wohl sagen „leider“ — die süd- und mittelamerikanischen Staaten und ihre Wirtschaftsgeschichte, ihre wirtschaftlichen Kräfte und ihre wirtschaftliche Zukunft in weitesten Kreisen noch recht wenig bekannt sind und oft sogar sehr unterschätzt werden. Denn in vielen Köpfen malt sich das Bild jener amerikanischen Staatswesen als das Paradies von Revolutionen und Revolutionchen, von Präsidentensturz und Staatsbankrott aus, während das rege Wirtschaftsleben, das in vielen dieser Republiken, insbesondere in den sogenannten ABC-Staaten blüht, allzu oft übersehen oder wenigstens nicht in gebührender Weise gewürdigt wird. Die Anhänge, die Bürklin seiner Schrift angefügt hat, und die einen

kurzen Abriß der Geschichte Süd- und Mittelamerikas, eine Literaturübersicht und einige statistische, recht anschauliche Tabellen enthalten, dürften ebenfalls aufklärend wirken.

Zum Schluß sei noch einer Arbeit gedacht, die, mag sie auch nicht direkt zur „Kriegsliteratur“ gehören, doch gerade in dieser Zeit von besonderem Interesse sein dürfte, da die Vereinigten Staaten als Geldgeber unseren Gegnern eine nicht zu unterschätzende Beihilfe zur Bekämpfung Deutschlands und seiner Verbündeten gewähren. In Heft 18 der von Prof. von Schanz und Prof. Julius Wolf herausgegebenen „Finanzwirtschaftlichen Zeitfragen“ (Verlag von Ferd. Enke, Stuttgart) behandelt Dr. Paul Marcuse „Die Bankreform in den Vereinigten Staaten von Amerika“. Nach einer kurzen geschichtlichen Einleitung der finanzpolitischen Entwicklung schildert der Verfasser das Notenbankwesen und den Geldmarkt in den Vereinigten Staaten unter dem Nationalbankgesetz und die Reformbestrebungen, die schließlich zur Reform von 1913 führten, als deren wichtigste Neuerungen die Errichtung der Reservebanken und des Reserveamtes als Aufsichtsbehörde der ersteren zu nennen sind. Die Wirkungen, die diese Reform im amerikanischen Bankwesen hervorgerufen hat, sind, wie Marcuse ausführt, soweit dies sich bis jetzt überblicken läßt, als durchaus gute zu bezeichnen.

Die Marcuse'sche Schrift wird ein wertvoller Beitrag sein für das Studium der auch für Europa wichtigen Frage des Bankwesens in der größten Republik jenseits des Atlantischen Ozeans.

